

ANETTE SORGE

DER KAMPF UM COLORANIA

EMITH

AUF DER INSEL
DER 1000 SPIEGEL



cap-books

Inhaltsverzeichnis

Opas Geheimnis	7
Rettung für ein verpatztes Wochenende	11
Prolog.....	17
I. Wiedersehen mit alten Freunden.....	19
II. Unerwartete Schwierigkeiten	26
Entdeckungen auf dem Dachboden.....	35
Pizza Napoli und Gedanken über das Leben	43
III. Abenteuer in der Nacht.....	44
IV. Endlich auf See.....	51
V. Sturm	61
VI. Der Anschlag.....	77
Wirbel um den Neuen	82
Wo ist das Smartphone?.....	87
VII. Auf der Insel der Türme.....	89
VIII. Fest mit Unstimmigkeiten	96
IX. In Graf Caldos Burg.....	102
X. Ärger mit Nahu.....	112
XI. Flucht in der Nacht.....	120
XII. Streit, schlechte Stimmung und Ankunft.....	127
XIII. Olgians Haus.....	133
Ein schrecklicher Verdacht.....	140

XIV. Ein schwerer Auftrag.....	141
XV. Ein gefährlicher Plan.....	146
XVI. Olgians Kinder.....	152
XVII. Im Spiegellabyrinth.....	163
XVIII. Der zweite Spiegel.....	171
IXX. Der Schrecken geht weiter.....	177
Mirkos Wunder.....	180
Streit mit Nico.....	187
XX. In höchster Gefahr.....	192
XXI. Ein Auftrag für Johrin und Sinayah.....	196
XXII. Ärger mit Frau Rodrian.....	206
Rätsel um Johnny.....	214
XXIII. Frau Rodrians Auftrag.....	219
XXIV. Im Haus des unsichtbaren Riesen.....	230
XXV. Die zwei Schlüssel.....	235
Eine böse Überraschung für Mirko.....	239
XXVI. Überraschung im Kellergewölbe.....	244
XXVII. Im Schloss des Vaters.....	251
XXVIII. Der letzte Spiegel.....	255
Ohrfeigen für das Bleichgesicht.....	258
Kampf im Keller.....	262
Liams Geständnis.....	265
IXXX. Die Insel wird erschüttert.....	274

Aussprache mit Johnny 287

XXX. Neue Spiegel für die Insel..... 291

Mirkos Entdeckung 303



Opas Geheimnis

Zum hundertsten Mal ging er in das Zimmer. Er konnte einfach nicht anders. Zu groß war sein Schmerz, er musste immer wieder dorthin. Gleichzeitig wollte er es nie wieder betreten. Denn es war einfach nicht mehr dasselbe.

Sein Blick wanderte zu der alten Standuhr. Sie hatte aufgehört zu ticken, und seitdem war es merkwürdig still. Früher hatte sie immer getickt. Sein Opa hatte stets peinlich genau darauf geachtet, sie jeden Abend um die gleiche Zeit aufzuziehen. Als er selbst nicht mehr aus dem Bett aufstehen konnte, hatte immer irgendjemand aus der Familie sie für Opa aufgezo-gen. Doch jetzt war sie seit zwei Wochen tot. Wie sein Opa.

Plötzlich konnte Mirko die Stille nicht mehr ertragen. Er stand auf, ging zu der Uhr und zog sie auf. Dann gab er dem riesigen Pendel aus Messing einen Schubs, und kurz darauf hörte er das laute Ticken, das er schon als kleiner Junge immer so geliebt hatte. Zufrieden blieb er eine Weile vor der Uhr stehen und genoss das vertraute, heimelige Geräusch. Dann fiel sein Blick auf die alte Kommode mit den vielen Schubladen, die neben der großen Uhr stand. Nachdenklich betrachtete er das Möbelstück, das für ihn immer eine besondere Bedeutung gehabt hatte. Früher, als er noch klein war, hatte sein Opa in diesen Schubladen Süßigkeiten aufbewahrt. Wenn Mirko oder seine Geschwister ihn in seinem Zimmer besucht hatten, waren sie nie leer ausgegangen. Eine Süßigkeit hatte es immer gegeben.

Wie früher stand Mirko auch jetzt vor dem Schubladenschrank. Nicht, weil er erwartete, Süßes darin zu finden. Die Zeiten, in denen Opa Süßigkeiten ausgeteilt hatte, waren lange

schon vorbei. Erstens war Mirko längst aus dem Alter herausgewachsen. Wenn er jetzt Appetit hatte, ging er meistens zum Kiosk und holte sich Cherry-Cola, Pringle Chips und Magnum-Eis.

Zweitens hatte Opa das ganze letzte Jahr meistens im Bett gelegen.

Zögernd zog Mirko eine der Schubladen auf. Früher war das absolut verboten gewesen. Nur sein Opa hatte sie aufziehen und die Süßigkeiten herausholen dürfen. Mirko und seine Geschwister hatten sich immer daran gehalten. Nie wären sie auf die Idee gekommen, das Verbot ihres Opas zu missachten. Selbst jetzt hatte Mirko ein komisches Gefühl, als er die Schublade aufzog. Irgendwie kam es ihm immer noch so vor, als würde er etwas Verbotenes tun. Doch das war ja Quatsch. Sein Opa war tot, also konnte er auch nichts mehr dagegen haben, wenn Mirko jetzt die Schubladen öffnete.

In der ersten Schublade war nicht viel. Ein paar Stifte, die alte Zigarrenschachtel, in der Opa immer Briefmarken aufbewahrt hatte, und ein paar sorgfältig zusammengelegte Stofftaschentücher, die selbst er, nach der Einführung von Tempos und Co, schon viele Jahre nicht mehr benutzt hatte. Mirko zog die nächste Schublade auf und musste unwillkürlich lächeln. Darin lag tatsächlich noch eine Schokoladentafel. Er nahm sie heraus, schaute auf das Haltbarkeitsdatum und stellte fest, dass es seit zwei Jahren abgelaufen war. Angewidert rümpfte er die Nase. Er steckte die Schokolade wieder in die Schublade und schob sie zu.

Neugierig zog er eine Schublade nach der anderen auf. In den meisten war nichts wirklich Interessantes. Doch dann fand Mirko den alten Kompass, mit dem sein Opa und er früher immer Wandern gegangen waren. Wie einen kostbaren Schatz hielt er ihn in den Händen und drehte ihn immer wieder herum. Dann steckte er den Kompass in die Hosentasche.

Schließlich zog er die letzte Schublade auf. Sie war voller Papier. Alle möglichen Schriftstücke, alte Briefe und ein paar Blätter mit Zeichnungen lagen durcheinander. Opa hatte immer gern gezeichnet und hatte das auch sehr gut gekonnt. Einige seiner Werke hingen im Haus an verschiedenen Wänden.

Mirko wollte die Schublade gerade wieder zuschieben, da fiel sein Blick auf eine Zeichnung. Sie zeigte das Gesicht eines Jungen mit dunklen, kurzen Haaren und durchdringenden Augen. Wer mochte das wohl sein? Mirko holte das Blatt heraus und schaute es nachdenklich an. Wen um alles in der Welt hatte sein Opa da gezeichnet? Weder Mirko noch sein Bruder sahen auch nur im Entferntesten so aus. Seine Schwester erst recht nicht. Er konnte aber auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem seiner Cousins oder Cousinen entdecken, oder mit irgendjemandem sonst aus der Familie. Komisch. Sein Blick fiel auf das Blatt, das darunter gelegen hatte. Es zeigte schon wieder diesen Jungen. Nun war Mirko erst recht neugierig. Er wühlte die restlichen Blätter durch, die in der Schublade lagen, und fand noch drei weitere Zeichnungen von dem gleichen Jungen.

„Mirko!“ Die Stimme seiner Mutter ließ ihn aus seinen Gedanken hochschrecken.

„Ja“, rief er, schloss hastig die Schublade und schob sich die Zeichnungen unter sein T-Shirt, als er Schritte hörte.

„Mirko.“ Die Stimme seiner Mutter wurde weich, als sie ihn in Opas Zimmer stehen sah. „Ich weiß, es ist schwer für dich“, sagte sie. „Komm trotzdem jetzt bitte zum Essen!“

„Komme gleich!“, antwortete Mirko und lief in sein Zimmer. Schnell versteckte er die Zeichnungen in seinem Schrank. Er konnte sich selbst nicht erklären, warum, aber er spürte, dass es mit diesem Jungen etwas Besonderes auf sich hatte. Und er wollte nicht, dass jemand die Zeichnungen sah. Im Moment jedenfalls noch nicht. Denn sie waren, so war er sich sicher, ein

Geheimnis von seinem Opa. Ein Geheimnis, dem er auf die Spur kommen wollte.

Rettung für ein verpatztes Wochenende

Wütend knallte Michaela einen Tellerstapel in den Schrank und nahm den nächsten zur Hand. Ihre braunen Augen funkelten vor Zorn. So hatte sie sich das Wochenende bestimmt nicht vorgestellt! Aber eigentlich hätte sie es sich ja denken können, dass es so sein würde. Woher, um alles in der Welt, hatte sie eigentlich die unglaublich verrückte Idee gehabt, Paps hätte sich vielleicht verändert, nachdem er ausgezogen war? Zum Guten verändert, versteht sich! Also, woher auch immer diese absurde Idee gekommen war, sie hatte sich jedenfalls schlichtweg als falsch erwiesen, aber als so was von falsch!

Dabei war es das erste Mal, nachdem ihre Eltern sich getrennt hatten, dass Michaela Paps überhaupt besuchte. Sie hatte sich wirklich darauf gefreut. Er hatte sie angerufen und eingeladen, das Wochenende mit ihm zu verbringen. Und das hatte sich so nett angehört! Denn immerhin, ein Wochenende zusammen verbringen, das war mehr, als sie jemals zusammen gemacht hatten. Jedenfalls, soweit Michaela sich erinnern konnte. Denn früher war Paps samstags immer in der Firma gewesen. Und sonntags war er zwar meistens zuhause gewesen, aber Zeit zusammen hatten sie trotzdem nicht verbracht.

Mit Schwung räumte Michaela nun auch die Tassen und dann das Besteck in den Schrank. Langsam hatte sie das Gefühl, Paps hatte sie nur deshalb eingeladen, weil er jemanden brauchte, der mal wieder seine Küche aufräumte. Und sie war auch noch dumm genug, das zu machen!

Der Geschirrspüler war inzwischen ausgeräumt. Mit einem Seufzer fing Michaela an, die dreckigen Teller, die sich im

Spülbecken stapelten, einzuräumen. Genervt strich sie eine widerspenstige Haarsträhne zur Seite. Sie trug ihr dunkelblondes Haar meistens kurz geschnitten. Nur ein paar Ponysträhnen waren etwas länger und fielen ihr in das sommersprossige Gesicht.

Am Morgen hatten Paps und sie immerhin zusammen gefrühstückt. Und dann hatten sie einen Überraschungsausflug machen wollen. Paps hatte gesagt, er hätte sich was Tolles ausgedacht. Michaela hatte sich wirklich darauf gefreut. Bis dann der Anruf aus der Firma gekommen war. Er müsse nur mal ganz kurz hin, hatte Paps zu Michaela gesagt. Ob sie in der Zwischenzeit das Frühstücksgeschirr wegräumen könne? Jaja, das Frühstücksgeschirr!

Michaela lachte kurz und bitter auf. In der Küche gab es so viel aufzuräumen, dass das Frühstücksgeschirr noch das geringste Problem war!

Nachdem Michaela das Geschirr aus dem Spülbecken eingeräumt hatte, war der Geschirrspüler fast schon wieder voll! Anschließend wischte sie den Esstisch ab und wollte ein paar Krümel in den Müll schütten. Angewidert rümpfte sie die Nase: Der Mülleimer quoll über und roch, als wäre er seit ein paar Wochen nicht geleert worden. Mit einem Seufzer zog sie sich ihre Schuhe an, nahm den Müllsack heraus und ging nach draußen, um die Mülltonne zu suchen.

Als sie vor das Haus trat, war sie überrascht, wie warm es war. Die Oktobersonne schien ihr hell ins Gesicht und sie blinzelte. Eigentlich ein viel zu schöner Tag, um sich über Paps zu ärgern und schlecht gelaunt zu sein, beschloss sie. Sie konnte sich hier ja mal ein bisschen umsehen. Schließlich kannte sie das Dorf, in dem Paps jetzt wohnte, kaum, obwohl es gar nicht so weit weg war von ihrer Heimatstadt. In einer Ecke des Hofes sah sie eine Mülltonne und warf die Mülltüte hinein. Anschließend

zog sie sich eine leichte Jacke über und machte sich auf den Weg.

Es war wirklich ein wunderschöner Herbsttag. Die Sonne ließ die buntgefärbten Blätter an den Bäumen noch viel leuchtender erscheinen, und Michaela mochte es, durch die großen Laubberge zu stapfen, die schon überall auf den Straßen lagen. Trotzdem war sie sauer. Sie fand es einfach nicht fair, dass ihr Vater sie erst eingeladen und dann doch wieder hängen gelassen hatte. Wütend trat sie mit den Füßen in einen Haufen Laub. Sie war so vertieft in ihre Gedanken, dass sie fast mit einem Jungen zusammengestoßen wäre. Im letzten Moment wich er ihr aus. Dabei fiel ihm etwas aus der Hand in den Laubhaufen hinein.

„Kannst du nicht aufpassen!“, fuhr er sie an und bückte sich, um das Verlorene wieder aufzuheben. „Er ist kaputt!“, jammerte er. „Du hast ihn kaputt gemacht!“ Erschrocken sah Michaela, dass der Junge Tränen in den Augen hatte. Dann fiel ihr Blick auf das, was er in der Hand hatte. Es war ein Kompass, und das Glas war abgegangen.

„Tut mir leid“, stammelte sie, dachte aber im Stillen, dass dieser alte Kompass eigentlich nicht besonders wertvoll wirkte. Sie fragte sich, warum der Junge sich so aufregte. Auf jeden Fall war das doch kein Grund für Tränen, oder? Und überhaupt kam es ziemlich selten vor, dass Jungen in seinem Alter weinten, zumindest vor anderen.

Sie musterte ihn aufmerksam. Er hatte hellblonde, etwas struppige Haare, blaugraue Augen und musste etwa so alt sein wie sie. Eigentlich sah er ganz nett aus, wenn man mal davon absah, dass er etwas verstört wirkte.

„Starr mich nicht so an! Hilf mir lieber, das Glas zu suchen. Vielleicht kann man es ja noch retten!“, fuhr er sie noch einmal an.

Michaela zuckte zusammen. „Äh ... ja!“ Sie bückte sich, und bald darauf wühlten beide in dem Laubhaufen. Es dauerte eine Weile, dann fand Michaela das Glas. Zum Glück war es noch ganz.

„Hier.“ Sie hielt es ihm hin.

Die Augen des Jungen leuchteten auf. „Danke“, sagte er und setzte das Glas vorsichtig wieder auf den Kompass. Mit einem leisen „Klick“ rastete es ein. „Er ist doch nicht kaputt!“, flüsterte er beinahe ehrfürchtig.

„Das Ding ist doch sowieso nur noch Schrott! Warum legst du überhaupt so viel Wert darauf?“, fragte Michaela.

„Er ist von meinem Opa“, sagte der Junge, als erkläre das alles.

Michaela wollte schon genervt weitergehen, weil sie dachte, bei dem Jungen wäre eine Schraube locker. Doch dann fügte er hinzu: „Mein Opa ist vor zwei Wochen gestorben.“

Nun verstand Michaela, warum der Junge so traurig aussah, und warum ihm der Kompass so wichtig war. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte, darum fragte sie einfach: „Wie heißt du?“

„Mirko“, erwiderte der Junge. „Und du?“

„Michaela.“

„Was machst du hier im Dorf? Ich habe dich noch nie gesehen“, fragte Mirko.

„Ich besuche meinen Vater“, antwortete Michaela. „Doch der hat keine Zeit für mich“, fügte sie traurig hinzu.

Mirko nickte und verstand. „Meiner hat auch nie Zeit für mich“, sagte er. „Nur mein Opa, der hatte immer Zeit.“

Michaela schaute ihn mitleidig an. Ihr fiel nichts ein, was sie darauf hätte erwidern können.

Schließlich fragte der Junge: „Soll ich dir ein bisschen die Umgebung zeigen?“

Michaela nickte überrascht. „Das ist eine gute Idee!“ Plötzlich schien es ihr, als könne der Tag doch noch ganz gut werden.

Nico betrachtete stolz sein neues Smartphone. Er hatte lange dafür gespart. Alle anderen aus seiner Klasse hatten schon längst eins, aber seine Eltern sagten immer, man müsse nicht alles haben, was die anderen haben.

„Ein Smartphone?“ Sein Vater hatte ihn angestarrt, als hätte Nico ihn gefragt, ob er ihm ein Maschinengewehr mit Munition kaufen könne. Dann hatte er bedächtig den Kopf geschüttelt. Erstens brauche man kein Smartphone, ein preiswertes Handy tue es auch, und zweitens habe er vier Kinder und könne sich das gar nicht leisten, allen ein Smartphone zu kaufen.

Nico hatte sich die Bemerkung verkniffen, dass sein Vater für seinen anderthalbjährigen Bruder Tim auch kein Smartphone kaufen müsse. Aber er hatte natürlich einsehen müssen, dass Papa wirklich nicht so viel Geld übrig hatte. Immerhin hatte sein Vater ihm dann erlaubt, selbst auf eins zu sparen. Also hatte Nico genau das gemacht – gespart. Und letzte Woche war es endlich so weit gewesen. Er hatte auch lange genug darauf gewartet, fand er. Zufrieden fuhr er sich mit der Hand durch sein kurz geschnittenes, dunkles Haar, während er mit seinem Smartphone spielte. Seine graugrünen Augen strahlten. Plötzlich riss er sie weit auf. „Hallo“, las er. „Lust auf eine neue Colorania-Geschichte?“

Seit er sein Smartphone hatte, musste er nicht immer extra das Notebook anschalten, um seine Mails zu lesen. Das war echt praktisch. Gespannt öffnete er den Anhang. Na klar hatte er Lust auf eine neue Colorania-Geschichte. Michaela und er hatten schon drei gelesen, und sie hatten beide sehnsüchtig auf eine weitere gewartet! Aufgeregt fing er an zu lesen.



Prolog



„Wir müssen sie um jeden Preis aufhalten“, sagte der kleine, aber sehr kräftige Kerl, den sie „Tiger“ nannten, weil



er genauso gefährlich und unberechenbar war wie ein Raubtier. Ihm gefiel dieser Name. Ihm gefiel es, wenn man Respekt, oder noch besser, *Angst* vor ihm hatte.

Die beiden anderen Männer, die sich mit ihm in seiner heruntergekommenen Wohnung in der Hafenstadt aufhielten, nickten zustimmend.

„Wenn es uns gelingt, sie unschädlich zu machen, werden wir die reichsten Männer in ganz Colorania sein! Denn unser wunderbarer Schwarzer Meister bezahlt sehr großzügig, wenn man ihm hilft, seine Feinde aus dem Weg zu schaffen!“

Die anderen beiden nickten wieder eifrig, immer bemüht, dem „Tiger“ zuzustimmen, um ihn bloß nicht zu verärgern.

„Ich habe auch schon Pläne. Als erstes versuchen wir, sie auf offiziellem Weg aufzuhalten. Dafür habe ich bereits alles in die Wege geleitet. Klappt das nicht, habe ich eine andere Idee. Die klappt *todsicher!* Im wahrsten Sinne des Wortes!“ Er lachte kurz über sein eigenes Wortspiel.

Einer der anderen beiden Männer, ein langer, dürrer Kerl, fragte: „Warum nimmst du dann nicht gleich die zweite Idee?“

„Weiß nicht“, knurrte der Tiger. „Vielleicht, weil ich zu gefühlsbetont bin, zu weich!“ Er lachte über seinen eigenen Witz.

Die beiden anderen lachten auch. Es gab eine Menge Worte, mit denen man den „Tiger“ hätte beschreiben können. „Gefühlsbetont“ und „weich“ gehörten sicherlich nicht dazu.

Der dritte Mann, der bislang noch nichts gesagt hatte, fragte schließlich: „Wie heißen denn diese gefährlichen Feinde des Meisters, die es zu vernichten gilt?“

„Emith“, antwortete der Tiger. „Und ein Mädchen namens Cynthia! Und dann gibt es da noch ein paar andere. Aber bald wird sich sowieso niemand mehr an ihre Namen erinnern!“ Noch einmal lachte er laut und dröhnend. Selbst seinen beiden Komplizen lief ein Schauer über den Rücken, als sie das Lachen hörten.





I. Wiedersehen mit alten Freunden



„Gwinon, was für eine Freude, dich wiederzusehen!“ Cynthia strich sich eine Strähne ihrer langen, schwarzen Haare zur Seite, die der Wind ihr ins Gesicht geweht hatte. Ihre grünen Augen blitzten vor Freude, als sie dem rauhen, bärtigen Fischer in die Arme flog.

„Hallo, meine lieben Freunde!“ Nach Cynthia umarmte Gwinon auch Emith, den schlanken, hochaufgeschossenen Jungen mit den schwarzen, struppigen Haaren und den hellblauen Augen, und den rothaarigen, sommersprossigen Johrin. Alle strahlten vor Freude. Es war beinahe ein halbes Jahr her, seit Emith, Cynthia und Johrin sich in der Nacht von dem Fischer verabschiedet hatten. Damals hatten sie das kostbare Buch des Königs gefunden und auf abenteuerlichen Wegen in eine Druckerei gebracht, von wo es im ganzen Land verbreitet werden konnte. Nachdem sie nach Hause zurückgekehrt waren, hatten sie lange Zeit gehabt, sich von ihren Abenteuern zu erholen. Doch nun hatten sie plötzlich einen neuen Auftrag von ihrem König bekommen. Und diesmal würde ihr Auftrag sie weiter von ihrer Heimat wegführen als jemals zuvor. Sie waren ganz aufgeregt.

„Wie geht es Minoh? Kommt er auch mit?“, fragte Cynthia Gwinon.

Minoh war Gwinons Sohn. Sie hatten ihn während ihres Aufenthaltes bei Gwinon kennengelernt und ins Herz geschlossen.

„Oh, es geht ihm gut. Nein, er kommt nicht mit. Er wohnt bei seiner Tante, bis ich wieder zurück bin“, antwortete Gwinon.

Da sah Cynthia einen weiteren alten Freund. „Berolunth!“, rief sie und lief dem großen, ernst aussehenden Mann mit den durchdringenden, dunklen Augen und der Hakennase entgegen, der Emith und sie einst in den *Wald der singenden Birken* begleitet hatte. Freudig umarmte sie ihn. Auch Emith begrüßte ihn herzlich.

Plötzlich stieß Cynthia einen Schrei der Überraschung aus: „Meloman! Ich wusste gar nicht, dass du auch mitkommst!“ Sie fiel dem Buchdrucker in die Arme. „Ich dachte, du hättest alle Hände voll zu tun mit dem Drucken des Buches.“

„Ja“, antwortete Meloman lächelnd, während er auch Emith umarmte. „Doch ich habe in Timon einen fleißigen Helfer. Und inzwischen sind noch weitere dazugekommen, und so kann ich die Druckerei getrost für einige Zeit ihren tüchtigen Händen überlassen! Beim König, ist das schön, euch wiederzusehen!“

Das fanden Cynthia und Emith auch.

Emith dachte an die vergangenen Monate zurück. Nachdem sie wieder nach Hause zurückgekehrt waren, hatten Meloman und Timon wirklich ganze Arbeit geleistet. Das Buch des Königs war viele Male gedruckt und im ganzen Land verbreitet worden. Innerhalb kürzester Zeit hatten sich andere Druckereien entschlossen, ebenfalls dieses kostbare Buch zu drucken, und so gab es bald keine Stadt in Colorania mehr, in der nicht mehrere Exemplare vorhanden waren. Das hatte dazu beigetragen, dass sich die Farben in Colorania rasend schnell ausgebreitet hatten. Mittlerweile hatte sich der größte Teil der Landschaft bunt gefärbt, und selbst der Himmel über Colorania war jetzt strahlend blau. Trotzdem gab es immer noch viele Menschen im Land, die farbenblind waren und von all den

wunderbaren Veränderungen, die um sie herum vor sich gegangen waren, gar nichts mitbekommen hatten. In ihren Häusern war es noch grau, obwohl die ganze Umgebung bunt war.

Emith wurde wieder in die Gegenwart zurückgeholt, als Gwinon alle aufforderte: „Na los, lasst uns den Proviant aufs Schiff bringen. Wenn wir das geschafft haben, können wir dort unsere erste gemeinsame Mahlzeit einnehmen, und dann geht's los!“

Emiths Blick wanderte zum Hafen. Dort lag ein großes Segelschiff ruhig im Wasser. Das Schiff selbst war aus Holz, mit Schnitzereien verziert und mit vielen bunten Farben angemalt. *Colorania* stand in großen, roten Buchstaben darauf. Ach, würde das toll werden! Emiths Herz hüpfte vor Aufregung. Noch nie hatte er eine Seereise unternommen! Und jetzt schickte der König sie zu einer Insel, die sieben Tagesreisen weit von *Colorania* entfernt war! Dorthin sollten sie die Farben bringen.

Er ließ seinen Blick über die anderen Schiffe schweifen, die im Hafen lagen. Es war ein kleiner Hafen, aber dafür waren ganz schön viele Schiffe da. Plötzlich blieb sein Blick an einem schwarzen Schiff hängen. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Ein Schiff von der Flotte des Schwarzen Meisters lag hier also auch. Schnell wandte er seinen Blick ab. Obwohl der Schwarze Meister längst nicht mehr so viel Macht hatte wie früher, gab es immer noch genug Leute, die ihm folgten, und die konnten eine ganze Menge Böses anrichten. Emith wurde unruhig. War es Zufall, dass dieses Schiff ganz in der Nähe der *Colorania* lag, oder hatte das etwas zu bedeuten? Schnell schüttelte Emith diese Gedanken ab, aber eine gewisse Unruhe konnte er nicht mehr loswerden.

Er schloss sich den anderen an, die bereits Fässer mit Trinkwasser und Kisten mit allerlei Essbarem zum Schiff trugen. Lachend und scherzend gingen sie mehrere Male zwischen dem Schiff und der alten Scheune hin und her, in der Gwinon alles gelagert hatte. Als Emith sich einmal umschaute, sah er von weitem einen Mann, der still dastand und die Gruppe beobachtete. Der Mann hatte noch keine Farben angenommen und sah sehr blass aus. Irgendwie kam er Emith bekannt vor, aber er wusste nicht, woher.

Doch er hatte keine Zeit, länger darüber nachzudenken, denn er wurde von Berolunth abgelenkt, der sich zu ihm gesellte. Kurz darauf war der Mann verschwunden.

Cynthia sah sich in der Zwischenzeit neugierig auf dem Schiff um. Die Planken an Deck waren blitzsauber geschrubbt und glänzten in der Nachmittagssonne. Cynthias Blick fiel auf den großen Hauptmast. Ganz oben flatterte eine rote Fahne mit einer goldenen Krone, das Banner des Königs. Herrlich!

Cynthia bekam ein ganz warmes Gefühl im Bauch, wie immer, wenn sie an den König dachte. Der König war einfach wunderbar. Sie warf einen kurzen Blick zu der schneeweißen Taube, die still auf ihrer Schulter saß. Die Taube war ein Geschenk des Königs. Sie konnte sprechen, leuchtete im Dunkeln, und durch sie konnte man immer mit dem König in Verbindung bleiben, obwohl dieser längst nicht mehr in Colorania war. Jedem seiner Freunde hatte der König eine solche Taube geschenkt, und sie hatten sich als unermesslich kostbar erwiesen!

Cynthia schaute sich weiter auf dem Schiff um. Vor sich sah sie eine kleine Treppe, die nach unten führte. Neugierig lugte sie hinein. Gerade wollte sie hinuntergehen, da hörte sie hinter sich eine Stimme: „Cynthia!“

Blitzschnell drehte sie sich um. Vor ihr stand Sinayah und strahlte sie mit ihrem herrlichen, warmen Lächeln an. Cynthia schrie vor Freude auf und fiel ihr in die Arme. Sinayah war ihre allerliebste Freundin. Sie hatte das Mädchen mit der dunkelbraunen Haut, den funkelnden braunen Augen und den vielen kleinen schwarzen Zöpfen im *Wald der singenden Birken* kennengelernt. Dass Sinayah jetzt auch mitkommen durfte, war die schönste Überraschung für sie! Sie wusste, das hatte der König extra gemacht, um ihr eine Freude zu bereiten! „Danke“, murmelte sie leise in Richtung Taube. Sie wusste, wenn sie mit der Taube sprach, kam es direkt beim König an, auch wenn dieser nicht persönlich da war. Wie das funktionierte, wusste sie nicht. Aber der König und seine Taube waren sowieso voller Geheimnisse.

Sofort machten sich Cynthia und Sinayah gemeinsam auf, um das Schiff zu erkunden. Cynthia war überglücklich. Mit Sinayah zusammen machte alles gleich noch mal so viel Spaß! Lachend und plaudernd stiegen die beiden die schmale Treppe hinunter, um sich im Innern des Schiffes umzusehen.

Als erstes kamen sie in eine winzige Kombüse. Auch hier war alles blitzsauber geschrubbt. Man hatte kaum Platz, sich zu bewegen, doch es war alles vorhanden, was man brauchte. Ehrfürchtig schauten sich die Mädchen die Ausstattung der kleinen Schiffsküche an. Dann gingen sie durch eine Tür und kamen in eine Kajüte mit sechs schmalen Kojen. Alles war klein, aber sauber und gemütlich. In jeder Koje lag eine dunkelrote Decke, auf der eine goldene Krone aufgestickt war. „Das wird bestimmt herrlich, hier zu schlafen!“, meinte Sinayah.

Cynthia stimmte ihr begeistert zu.

Sie gingen durch eine weitere Tür und kamen in die nächste Kajüte, die so ähnlich aussah. Plötzlich hörten sie von hinten eine Stimme: „Hallo, die Damen!“ Erschrocken drehten sie sich um. Sie waren so vertieft darin gewesen, sich alles anzusehen, dass sie gar nicht bemerkt hatten, dass noch jemand in die Kajüte gekommen war. Vor ihnen stand ein kleiner, aber stämmiger Mann mit kurzen, schwarzen Haaren und dunkelbraunen Augen, der sie freundlich anlächelte. „Ich bin Noam, der Bootsmann. Und ich nehme an, ihr seid Cynthia und Sinayah?“

„Ja“, antworteten die beiden erstaunt. „Aber woher wisst Ihr das?“, fragten beide fast gleichzeitig und mussten hinterher lachen.

„Gwinon hat mich geschickt, um euch zu suchen. Ihr sollt an Deck kommen. Dort soll die Schiffsmannschaft vorgestellt werden, und dann werden wir gemeinsam etwas essen. Ja, und dann legen wir auch schon bald ab.“

Die beiden Mädchen nickten und folgten dem Bootsmann nach oben. Dort hatten sich bereits alle versammelt.

Gwinon nickte den beiden Mädchen freundlich zu und ergriff dann das Wort. „Liebe Freunde, verehrte Schiffsmannschaft“, begann er und schaute erwartungsvoll in die Runde.

Cynthia und Sinayah folgten seinem Blick und sahen einen hochgewachsenen Kapitän, der ein sehr ernstes Gesicht machte und auch sonst ganz so aussah, als müsse man vor ihm Respekt haben.

Neben ihm standen ein paar weitere, kräftige Männer, die sie noch nie gesehen hatten. Das musste die Schiffsmannschaft sein. Nun sahen sie auch Noam bei ihnen stehen. Er fing ihren Blick auf und zwinkerte ihnen freundlich zu.

„Wir sind hier zusammengekommen, um einen wichtigen Auftrag des Königs zu erfüllen“, fuhr Gwinon fort. „Dafür müssen wir über das Meer segeln. Da ich in der Nähe der Hafenstadt lebe, hat der König mich damit beauftragt, mich um ein Schiff sowie eine Mannschaft zu kümmern, und ich kann euch sagen, dass ich eine der besten Schiffsmannschaften angeheuert habe, die es in Colorania geben kann!“

Er deutete mit dem Kopf in Richtung des Kapitäns und erklärte: „Liebe Freunde, ich stelle euch hiermit Kapitän Orilian vor. Unter seinem Kommando werden wir nachher in See stechen. Er ist ein guter und erfahrener Mann. Bitte gehorcht immer genau seinen Anweisungen.“ Nun deutete er auf die anderen Männer: „Und das sind die Männer, die ihn dabei unterstützen werden.“ Er wandte sich an sie: „Am besten, ihr stellt euch selbst mit Namen vor.“

Nun nannten alle der Reihe nach ihre Namen. Cynthia fiel es schwer, sich alle Namen zu merken. Doch einen merkte sie sich sofort: Relan. So hieß der kleine, rundliche Schiffskoch. Er hatte ein freundliches Gesicht mit funkelnden, schelmischen Augen und er sah aus, als könne ihn so schnell nichts aus der Fassung bringen.

Cynthia nahm sich vor, ihn einmal beim Kochen in der Kombüse zu besuchen. Bestimmt war er ein unterhaltender Gesprächspartner.

„Und nun, liebe Freunde“, fuhr Gwinon fort, „lasst uns gemeinsam essen, was unser verehrter Relan schon vorbereitet hat, noch bevor wir überhaupt unsere Vorräte hierhergebracht haben.“

Sie ließen sich gemeinsam auf den Bänken an Deck nieder und waren bald in muntere Gespräche vertieft, während das Essen herumgereicht wurde. Niemand ahnte, dass schon kurze Zeit später etwas geschehen würde, das ihre

frohe Erwartung zunichtemachen und sie alle in Angst versetzen würde.

II. Unerwartete Schwierigkeiten

Nach dem Essen wurden alle in ihre Kajüten geführt, und sie brachten ihr Gepäck dort unter. Emith und Johrin waren in einer der Kajüten mit sechs Kojen untergebracht. Gwinon, Meloman und Berolunth schliefen ebenfalls dort. Cynthia und Sinayah hatten eine winzige Kajüte für sich allein, ganz hinten unter dem Achterdeck. Die Kajüte war so klein, dass kaum zwei Leute aneinander vorbeigehen konnten. Doch sie war, wie der ganze Rest des Schiffes, blitzsauber und gemütlich, und durch zwei winzige Fenster konnte man direkt ins Wasser schauen. Goldenes und grünes Licht fiel durch die Fenster ins Innere der Kajüte. Es sah wunderschön aus. Während Cynthia aus dem Fenster schaute, merkte sie, wie das Schiff sich in Bewegung setzte. „Die Fahrt geht los“, jubelte sie und fiel Sinayah vor lauter Glück noch einmal um den Hals.

Emith stieg wieder hoch aufs Deck. Er wollte auf keinen Fall verpassen zu sehen, wie sie ablegten und Colorania hinter sich ließen. Der Wind wehte ihm um die Nase, während er sich an die Reling lehnte und Richtung Hafen schaute. Langsam wurden die anderen Schiffe, die im Hafen lagen, immer kleiner, ebenso wie das Ufer. Emith schluckte. Noch nie hatte er Colorania verlassen, außer als er beim König im *Wald der singenden Birken* gewesen war.

Jetzt würden sie mit dem Schiff eine richtig weite Strecke zurücklegen. Die Insel, zu der sie fahren sollten, gehörte

zwar auch zu Colorania. Der Schwarze Meister hatte sie vor vielen Jahren besetzt, genau wie sämtliche anderen Inseln. Doch sie war sehr weit entfernt. Zwischen Colorania und der Insel lagen viele Seemeilen endlos weiter Ozean.

Emiths Gedanken wanderten zu dem, was vor ihnen liegen würde. Der König hatte sie gewarnt: Die Inselbewohner sollten gefährlich und gerissen und Fremden gegenüber sehr misstrauisch sein. Die Aufgabe würde also nicht leicht werden.

Während Emith seinen Gedanken nachhing, sah er plötzlich, dass das große schwarze Schiff, das ihm vorhin im Hafen aufgefallen war, ebenfalls die Segel gesetzt hatte und losfuhr. Wieder lief ein kalter Schauer über seinen Rücken. Gebannt beobachtete er das Schiff. Es war ganz schwarz gestrichen und hatte riesige schwarze Segel. In der Mitte an Bord war eine große Kanone, natürlich ebenfalls pechschwarz. *Ein Piratenschiff sieht dagegen wie ein Kinderspielzeug aus*, dachte er.

Das Schiff kam näher. Emith konnte die Schiffsmannschaft sehen. Alle waren schwarz gekleidet. Ihre Gesichter wirkten aschfahl und todernst.

Als Emith sich umdrehte, sah er, dass die anderen auf der *Colorania* ebenfalls wie gebannt das schwarze Schiff beobachteten. Und bald wurde ihm auch klar, warum: Das Schiff steuerte direkt auf sie zu. Plötzlich richtete es auch seine Kanone auf sie. Emith wurde blass. Kapitän Orilian fluchte und wischte sich nervös Schweiß von der Stirn. Neben ihm stellte sich Berolunth und starrte mit steinerner Miene aufs Meer. Der Kapitän gab den Befehl, das Großsegel einzuholen. Es hätte keinen Sinn, zu versuchen, dem Schiff des Schwarzen Meisters zu entkommen, denn dieses war viel größer und schneller als die *Colorania*.

Unruhig warteten sie ab, bis das große Schiff sie erreicht hatte. Dann hörten sie auch schon die Stimme des schwarz gekleideten Kapitäns, der befahl: „Im Namen des Meisters, des Mächtigen, befehle ich die sofortige Rückkehr in den Hafen. Alle, die auf dem Schiff sind, werden in Gewahrsam genommen! Bei Zuwiderhandlungen eröffnen wir das Feuer!“

Emith erstarrte. Was sollte das denn? Sie hatten doch gar nichts Verbotenes getan!

Plötzlich merkte er, dass Cynthia neben ihn getreten war. „Hast du mitbekommen, was passiert ist?“, fragte sie.

„Eigentlich ist nichts passiert“, antwortete Emith. „Nur, dass plötzlich dieses Schiff gekommen ist und der Käpt'n gesagt hat, wir müssen alle wieder zurück.“ Er schaute Cynthia ratlos an. „Und wir werden in Gewahrsam genommen“, fügte er tonlos hinzu, während er beobachtete, wie die *Colorania* langsam zurück Richtung Hafen glitt. Das schwarze Schiff hielt sich dabei immer neben ihnen, wie ein dunkler Schatten.

Inzwischen hatte sich auch Meloman zu Emith und Cynthia gesellt. Er sah nicht im Geringsten bedrückt aus. „Vergesst nicht“, sagte er zu ihnen, „wenn wir im Auftrag des Königs unterwegs sind, müssen wir immer mit Widerstand von Seiten des Schwarzen Meisters rechnen. Aber der König wird uns helfen.“

Während er das sagte, spürten Emith und Cynthia beide, wie sich die Tauben auf ihren Schultern dicht an sie schmiegen, und sie spürten ihre Ermutigung und Nähe.

Kurze Zeit später war das Schiff im Hafen angekommen, und sie mussten an Land gehen. Wehmütig dachte Cynthia an die hübsche kleine Kajüte, die sie sich mit Sinayah teilen sollte. Nun mussten sie das Schiff schon wieder verlassen, bevor die Fahrt überhaupt richtig angefangen hatte!

An Land wurden sie sofort von einer Eskorte schwarzer Ritter in Empfang genommen, die ihnen befahlen, mitzukommen. Emith hatte längst nicht mehr so viel Angst vor ihnen wie früher. Doch freuen konnte er sich über ihren Anblick auch nicht gerade.

Ein langer Fußmarsch lag vor ihnen. Die Ritter trieben sie zur Eile an, während sie selbst auf Pferden vor, hinter und neben ihnen ritten. Wann immer jemand auch nur den Anschein erweckte, er würde ein wenig langsamer gehen, wurde er gleich laut von einem der Ritter angeherrscht.

Schließlich kamen sie alle erschöpft und verschwitzt beim Rathaus der Stadt an. Emith schaute sich neugierig um. Er war noch nie hier gewesen, und die Stadt sah recht hübsch aus. Sie war nicht so zerfallen und schmutzig wie viele andere Städte Coloranias seit der Herrschaft des Schwarzen Meisters. Nein, die Häuser hier waren gut gepflegt, und vielen sah man an, dass ihre Besitzer wohlhabende Leute sein mussten. Im Gegensatz zu dem benachbarten Fischerdorf, aus dem Gwinon kam, hatte diese Stadt durch ihren Hafen anscheinend ein gutes Einkommen.

Das Rathaus, vor dem sie nun standen, war ein großes, u-förmig angelegtes Gebäude mit einem Innenhof, in dessen Mitte ein Springbrunnen mit einer weißen Löwenfigur prangte. Wie gern wäre Emith einmal dorthin gelaufen, um sich an dem Wasser zu erfrischen, doch die Ritter, die die Gruppe bewachten, erlaubten es nicht. Stattdessen befahlen sie ihnen, still stehen zu bleiben, bis sie in das Rathaus hineingerufen wurden. Nicht einmal miteinander reden durften sie, und so standen sie in der heißen Nachmittags-sonne und warteten.

Doch die Ratsherren hatten offensichtlich Zeit. Es dauerte lange, bis sich die Tür des Rathauses endlich öffnete

und zwei Männer der Gruppe mit ernststen Mienen befahlen, ihnen zu folgen.

Sie betraten einen langen Flur und gingen dann eine breite Treppe nach oben, die mit grauen, samteneu Teppichen bedeckt war. Emith ließ seine Blicke wieder umher-schweifen. Hier, in diesem Haus, war noch nichts farbig, und man spürte eine bedrückende Atmosphäre. Am liebsten wäre er wieder hinausgelaufen.

Nun kamen sie in einem großen Saal an, in dem ein prächtig gekleideter Mann an einem riesigen hölzernen Schreibtisch saß. Neben ihm saßen zwei weitere, wichtig aussehende Männer:

Ohne aufzusehen, sagte der Mann hinter dem Schreib-tisch: „Ihr seid die Gruppe, die ohne Erlaubnis in See stechen wollte. Euch ist doch sicherlich klar, dass das Folgen hat, oder? Noch dazu ist mir aus sicheren Quellen bekannt, dass auch der Kapitän kein echter Kapitän ist, sondern“, an dieser Stelle schaute er nun doch auf und funkelte die Gruppe mit finsternen Augen an, während er mit donnernder Stimme fortfuhr: „Ein hergelaufener Matrose, der gar nicht fähig ist, ein Schiff wie dieses zu befehligen!“ Nun veränderte sich sein Tonfall wieder und er sagte mit leicht besorgter Stimme: „Ich kann nicht zulassen, Bürger unseres Landes einer solchen Gefahr auszusetzen und mit einem Kapitän segeln zu lassen, der gar keiner ist.“

„Verehrter Ratsherr, da muss ein Irrtum vorliegen ...“, erhob Kapitän Orilian seine Stimme, aber er wurde sofort unterbrochen.

„Ihr habt zu schweigen! Bei der Gerichtsverhandlung wird euch selbstverständlich gestattet werden, euch zu verteidigen, wie es den gerechten Gesetzen unseres Lan-des entspricht. Doch bis dahin wird euer Schiff samt aller

Vorräte beschlagnahmt, und ihr selbst werdet in Gewahrsam bleiben.“ Mit einer Handbewegung befahl er den Rittern, die Gruppe abzuführen.

Berolunth wurde zornig. „Gerechte Gesetze?“, rief er. „Wenn Ihr so gerecht seid, dann hört Euch jetzt bitte an ...“ Weiter kam er nicht, denn sofort packten ihn zwei Schwarze Ritter und führten ihn aus dem Raum. Die anderen schauten ihm betroffen hinterher. Keiner wagte mehr, noch etwas zu sagen.

Nun wurden auch sie von Schwarzen Rittern abgeführt. Noch einmal hatten sie einen Fußmarsch vor sich, diesmal jedoch nur im Gebäude. Es ging mehrere Gänge entlang und mehrere Treppen hinunter, bis sie schließlich in einem winzigen Kerker unten im Keller angekommen waren. Als die vergitterte Tür quietschend hinter ihnen ins Schloss fiel und von den Rittern sorgfältig abgeschlossen wurde, waren alle vollkommen erschöpft und deprimiert.

Fast sofort ließen sie sich in dem stockdusteren, kalten Kerker auf den Boden sinken. Keiner hatte noch die Kraft, lange zu stehen.

„Wie lange wir hier wohl bleiben müssen?“, fragte Emith.

„Na ich hoffe, die Gerichtsverhandlung findet bald statt“, brummte Kapitän Orilian. „Ich kann ja zweifelsfrei nachweisen, dass ich Kapitän bin. Und die Genehmigung für die Fahrt haben wir auch. Eigentlich müssten sie uns bald wieder raus lassen!“

Ein langes Schweigen folgte. Dann meinte Gwinon mit bedrückter Stimme: „Ich will euch wirklich nicht entmutigen, Freunde. Aber darauf können wir uns nicht verlassen. Es dauert in dieser Gegend sehr lange, bis Gerichtsverhandlungen zustande kommen. Die Ratsherren dieser Stadt haben den Ruf, dass sie Leute manchmal ein Jahr oder

länger im Kerker schmoren lassen, einfach, weil es ihnen so gefällt. Ich habe auch schon von Leuten gehört, die gar keine Verhandlung bekommen haben und ihr Leben lang im Kerker bleiben mussten. Der Willkür dieser Ratsherren hier sind keine Grenzen gesetzt!"

Nach diesen Worten hing Schwermut wie eine Glocke



über der Gruppe. Jahre im Kerker? Bei diesem Gedanken wurde ihnen noch kälter, als ihnen ohnehin schon war.



Hier war die Mail zu Ende. Wie schade! Nico schloss sein E-Mailprogramm und überlegte, ob er Michaela anrufen sollte. Ob sie auch eine neue Colorania-Mail bekommen hatte? Doch dann fiel ihm ein, dass Michaela ja dieses Wochenende zu ihrem Vater gefahren war und heute einen Ausflug mit ihm machen wollte. Da wollte er sie lieber nicht stören.

Ein paar Straßen weiter lag ein dunkelhäutiger Junge mit kurzgeschorenem, schwarzem Haar lang ausgestreckt auf dem Sofa. Er hatte ebenfalls gerade eine Colorania-Geschichte gelesen, doch nicht die neue Geschichte, die Nico gerade angefangen hatte, sondern die erste, in der erzählt wurde, wie der König sich töten ließ, um dem Land Colorania die Farben wieder zu bringen.

Johnny hatte die Geschichte von Michaela zugeschickt bekommen. Nun schob er sich ein paar Chips in den Mund und dachte über das nach, was er gelesen hatte. War ja eine ganz nette Geschichte, fand er. Aber das, was Michaela daraus gemacht hatte, konnte er überhaupt nicht nachvollziehen. Johnny fand Michaela ziemlich religiös, und das kam, wenn er es richtig verstanden hatte, unter anderem durch diese Geschichte.

Ist ja schön und gut, wenn sie an einen guten Gott glaubt, dachte er. Wenn es einen Gott gäbe, der so gut ist wie der König in der Colorania-Geschichte, das wäre schon toll! Aber das konnte Johnny sich nicht vorstellen. Für ihn war das Wunschdenken. Es gab höchstens ein paar gute Menschen. So wie Michaela. Sie hatte ihm geholfen, als er in Not war. Als diese Bande ihn gejagt hatte und er sich verstecken musste. Ja, Michaela war ein guter Mensch. Er stellte fest, dass er sie immer mehr mochte. Schade, dass sie so viel mit diesem Nico zusammen war. Vielleicht konnte er mal etwas dagegen unternehmen. Irgendwas, damit Michaela ihn mehr mochte als Nico. Er dachte angestrengt nach. Irgendwas würde ihm schon einfallen ...

Mirko und Michaela verbrachten fast den ganzen Nachmittag miteinander. Nach einem langen Spaziergang waren sie zu dem Haus gegangen, in dem Michaelas Vater wohnte, nur um festzustellen, dass dieser immer noch nicht zurückgekehrt war. Kurzentschlossen lud Mirko Michaela ein, doch mit zu ihm nach Hause zu kommen.

Bald waren sie bei Mirko angekommen, wo sie sich im Garten auf einer alten Holzbank niederließen. Michaela schaute sich neugierig um. Mehrere große Obstbäume standen im Garten, dazwischen blühten verschiedene Herbstblumen. Die Nachmittagssonne ließ die Blüten und das bunte Laub der Obstbäume noch leuchtender erscheinen. An einer Hauswand rankte dunkelroter, wilder Wein. „Schönes Haus habt ihr“, bemerkte Michaela.

„Ja“, meinte Mirko. „Aber wir ziehen bald um.“

„Echt? Warum denn?“

„Ach, jetzt wo Opa tot ist, brauchen wir nicht mehr so viel Platz. Und das Haus ist auch ziemlich teuer. Außerdem arbeitet Papa in der Stadt, und es ist praktischer für ihn, wenn wir auch

dort wohnen, damit er nicht jeden Tag fahren muss. Wir haben jetzt eine Wohnung gefunden, von der aus er mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren kann.“

In dem Moment klingelte Michaelas Handy. Es war Paps.

„Michaela?“

„Ja?“

„Äh ... Michaela, tut mir leid, es wird doch ein bisschen später heute. Wir machen morgen den Ausflug, okay? Tut mir echt leid, aber es gibt Schwierigkeiten in der Firma, die ich nicht erwartet hatte!“

„Ist schon gut, Paps“, sagte Michaela. Sie merkte auf einmal, dass sie nicht mehr wütend war. Eigentlich war es hier bei Mirko auch ganz nett.

Entdeckungen auf dem Dachboden

Am nächsten Morgen frühstückte Michaela mit Paps zusammen. Sie hatte jedoch die ganze Zeit das Gefühl, dass er nicht so recht bei der Sache war. Er wirkte abwesend und fingerte ständig nervös an seinem Handy herum.

„Alles in Ordnung, Paps?“, fragte Michaela schließlich.

„Ja, ja, es ist nur ...“

„Du musst eigentlich in die Firma, oder?“

Paps Augen weiteten sich überrascht. „Woher weißt du das?“

„Du bist wirklich nicht schwer zu durchschauen“, sagte Michaela und seufzte resigniert.

„Ich weiß, wir wollten eigentlich den Ausflug machen ..., aber weißt du ...“

„Sag nichts“, erklärte Michaela entschieden. „Ist schon gut. Fahr nur in die Firma. Vielleicht machen wir den Ausflug ein anderes Mal.“

Beide wussten, dass dieses andere Mal nie stattfinden würde, und beide schwiegen deshalb einen Augenblick betroffen.

Dann sagte Michaelas Vater leise: „Danke, dass du so viel Verständnis hast. Es bedeutet mir sehr viel, eine Tochter zu haben, die mir nicht böse ist, obwohl ich ein miserabler Vater bin.“

Bald verabschiedeten sie sich voneinander, und Paps machte sich auf den Weg zur Firma.

Michaela ließ sich in der Küche auf einen Stuhl sinken. Sie hatte Paps zwar das Okay gegeben, in die Firma zu fahren,

aber enttäuscht war sie doch. Als „miserablen Vater“ hatte er sich bezeichnet. Wie Recht er doch damit hatte, dachte sie bitter. Wie gut, dass sie hier wenigstens Mirko kennen gelernt hatte. Vielleicht konnte sie mit ihm noch etwas unternehmen, bevor sie nachher nach Hause fuhr.

Sie packte ihre Sachen zusammen, die sie übers Wochenende mitgenommen hatte, und machte sich auf den Weg zu Mirko. Als sie bei ihm klingelte, öffnete seine Mutter. Sie begrüßte Michaela freundlich und führte sie zu seinem Zimmer.

„Ja?“, kam seine Stimme, nachdem sie angeklopft hatte.

Michaela trat ein. Das Zimmer sah unordentlich aus. Ein paar Bücher lagen auf dem Fußboden und der Schreibtisch war ein ziemliches Durcheinander.

Mirko war überrascht, als er Michaela sah. „Wolltest du nicht heute mit deinem Vater den Ausflug machen?“, fragte er.

„Ja, wollte ich eigentlich.“ Mehr sagte Michaela nicht, aber ihr Gesichtsausdruck verriet alles.

„Schön, dass du da bist“, erwiderte Mirko.

Michaelas Blick fiel auf eine Zeichnung, die auf dem Schreibtisch lag. Es war das Gesicht eines Jungen. Neugierig fragte sie: „Hast du das gezeichnet?“

Hastig räumte Mirko das Blatt in eine Schublade. „Äh ..., nein, das hat mein Opa gezeichnet.“

Aus irgendeinem Grund schien es ihm unangenehm zu sein, dass Michaela die Zeichnung gesehen hatte. Deshalb sagte sie nichts weiter dazu. Nach einer Weile fragte sie: „Dein Opa, was war er für ein Mensch? Hat er gerne gezeichnet?“

„Oh ja“, antwortete Mirko. „Er hat immer lustige Bilder für uns gemalt, als wir noch klein waren. Und er hat uns wunderbare Geschichten erzählt, abends, vor dem Einschlafen. Meistens irgendwelche Märchen. Er war einfach fantastisch.“

Michaela staunte. So einen Opa zu haben, das musste toll sein. Wenn schon der Vater sich nicht für einen interessierte, dann war ein Opa echt 'ne prima Alternative! Einen Moment stellte sie sich vor, wie es sein musste, einen Opa zu haben, der einem abends Geschichten erzählte. Fast wurde Michaela ein bisschen neidisch auf Mirko. Dabei hätte sie beinahe vergessen, dass sein Opa ja bereits tot war. Als es ihr wieder einfiel, schlug ihr Neid in Mitleid um. Wie schlimm musste es sein, einen solchen Opa zu verlieren?

Wieder schwiegen beide. Dann meinte Mirko: „Ich wollte heute ein bisschen auf unserem Dachboden rumstöbern. Du weißt ja, wir ziehen bald um, und übermorgen wollen meine Eltern ihn leerräumen. Er steht im Moment noch voll mit Gerümpel. Und ich wollte mal schauen, ob da noch was Brauchbares ist, bevor sie den ganzen Krempel wegschmeißen. Hast du Lust, mitzukommen?“

„Na klar!“ Michaela war Feuer und Flamme! Einen alten Dachboden zu durchstöbern fand sie ungeheuer aufregend. Sie konnte sich richtig vorstellen, Truhen mit alten Goldmünzen zu entdecken oder kostbare Schmuckstücke, verborgen in kleinen Schatullen, die irgendwo in verstaubten, wurmstichigen Schränken versteckt waren ... Vielleicht einen alten Piratenschatz?

Aufgeregt stieg sie hinter Mirko die schmale Trittleiter hinauf, die in die geöffnete Dachbodenluke führte. Oben schaltete Mirko eine Taschenlampe an. Es drang zwar ein wenig Licht durch eine kleine Fensternische, doch insgesamt war es viel zu dunkel, um gut sehen zu können.

Neugierig schauten sie sich um. Der Dachboden stand voll mit alten Möbeln, die mit einer dicken Staubschicht bedeckt waren. Lange Spinnenwebfäden hingen von der Decke.

„Meine Güte“, entfuhr es Michaela. „Sieht ja so aus, als wäre hier seit Jahren keiner mehr gewesen!“

„Das kann auch durchaus sein“, antwortete Mirko. „Wir benutzen den Dachboden nicht. Hier steht halt nur das Gerümpel von meinen Großeltern rum.“

Direkt vor ihnen stand ein Sofa, dessen Sitzflächen eingerissen und staubig waren, dahinter ein Tisch und mehrere, übereinander gestapelte Stühle. Daneben lagen zwei eingerollte Teppiche. Auf der anderen Seite sah es interessanter aus. Mehrere Schubladenkommoden, Kisten und ein großer alter Kleiderschrank standen dort. Direkt daneben gab es sogar eine alte Holztruhe, die tatsächlich aussah wie eine Schatztruhe.

„Hier ist ja der Piratenschatz!“, rief Michaela und stieg über ein paar Kartons.

„Der was?“, fragte Mirko entgeistert.

„Ach“, lachte Michaela. „Ich hab mir nur vorhin vorgestellt, dass wir hier einen alten Piratenschatz finden!“

Nun lachte auch Mirko. „Das wäre ja ganz nett“, meinte er schließlich. „Nur wüsste ich nicht, dass einer meiner Vorfahren Pirat gewesen wäre!“

„Och, den Schatz haben einfach irgendwelche Piraten versteckt, die zufällig hier vorbei gekommen sind ...“, schlug Michaela vor und zog mit Schwung am Deckel der Truhe. Der Deckel ließ sich jedoch nicht öffnen.

„Dein Ernst?“, fragte Mirko, während nun auch er versuchte, die Truhe zu öffnen. Doch sie war verschlossen, und so sehr sie auch daran rüttelten, es gelang ihnen nicht. Plötzlich sah Michaela, dass ein Vorhängeschloss daran hing. Man konnte es kaum sehen, weil es in der Ecke, in der die Truhe stand, ziemlich dunkel war. „Ist ja kein Wunder, dass die Truhe nicht aufgeht“, meinte sie. „Gibt es dazu einen Schlüssel?“

Mirko warf einen flüchtigen Blick auf das Schloss. „Wir haben unten eine Dose mit lauter alten Schlüsseln. Ob davon einer passt, ist 'ne andere Frage. Aber ich kann sie nachher

mal holen. Doch komm, lass uns erst mal in die Schränke schauen.“

Neugierig öffneten sie den Kleiderschrank. Er hing voll mit alten Jacken und Anzügen. Ein langer, schwarzer Ledermantel und ein paar Ballkleider waren auch darin. Michaela nahm eines heraus und hielt es vor sich. Doch es stank entsetzlich nach Mottenkugeln, deshalb hängte sie es schnell wieder zurück.

„Schade, dass die so stinken“, murmelte sie.

Mirko wühlte unten im Schrank und zog ein Paar alte, braune Lederstiefel hervor. Gelangweilt schaute er sie sich an und legte sie wieder zurück. Er suchte noch ein bisschen weiter und meinte dann: „Hier scheint nichts Interessantes zu sein.“

Michaela hatte in der Zwischenzeit vom obersten Brett des Schrankes ein paar alte Hüte heruntergenommen. Doch weil auch sie grauenhaft rochen, hatte sie nicht das geringste Bedürfnis, sie aufzusetzen.

In einer der Kisten fand Mirko noch ein altes Fotoalbum. Doch sonst schien es nichts Interessantes zu geben. Schließlich wandten sie sich wieder der Truhe zu.

Mirko leuchtete das große Vorhängeschloss mit der Taschenlampe an. „Seltsam“, meinte er schließlich. Das Schloss scheint ziemlich neu zu sein. Auf jeden Fall im Vergleich zu der Truhe. Schau doch mal.“

Nun betrachtete auch Michaela das Schloss genauer. „Du hast Recht“, meinte sie. „Das ist mir vorhin gar nicht aufgefallen. Dieses Schloss gehört auf jeden Fall nicht zu der Truhe, sondern wurde später daran gehängt.“ Nun wollte sie erst recht wissen, was in der Truhe war.

Mirko nahm das Schloss in die Hand. Plötzlich stellte er fest, dass es sich ganz leicht aufschieben ließ. „Oh“, meinte er erfreut. „Ist gar nicht abgeschlossen! Wir können die Truhe jetzt öffnen.“

Aber da hatte er sich getäuscht. Sie zogen und zerrten gemeinsam am Deckel, doch nichts bewegte sich.

„Das Teil muss irgendwo verzogen sein. Ich muss wohl ein paar Werkzeuge holen“, meinte Mirko schließlich und machte sich auf den Weg nach unten.

Michaela setzte sich auf einen der alten Stühle und wartete. Irgendwie kam es ihr plötzlich unheimlich vor, alleine auf diesem Dachboden zu sein. Im Halbdunkel sah sie sich um und kam sich wie ein Eindringling vor. Als sie Mirkos Schritte wieder hörte, atmete sie erleichtert auf.

Er hatte ein Stemmeisen in der Hand. „Damit kann ich die Truhe sicher aufstemmen“, meinte er und machte sich daran, das Werkzeug in den Schlitz unter den Deckel zu schieben. Dann begann er zu stemmen. Es knarrte, und plötzlich war der Deckel offen. Michaela und Mirko schauten beide aufgeregt in die Truhe. Doch die Enttäuschung war groß. Bis auf ein zusammengefaltetes Blatt Papier auf dem Boden war die Truhe komplett leer.

„Das gibt’s doch nicht!“, meinte Mirko empört. „Wozu macht man sich denn die Mühe, ein Schloss vor eine Truhe zu hängen, wenn sie leer ist?“, fragte er.

Michaela überlegte: „Naja, die Frage ist, seit wann sie leer ist. Wer hat denn alles Zugang zu dem Dachboden?“, fragte sie.

„Hm. Eigentlich kann es schon sein, dass mal jemand an der Truhe war“, überlegte Mirko. „Wir haben eine große Verwandtschaft, und viele von ihnen haben einen Schlüssel zu unserem Haus. Wenn wir verreisen, kümmern sich immer Verwandte von uns um Haus und Garten. Natürlich können sie dann auch auf den Dachboden. Aber wer sollte das tun und warum?“

„Würdest du deinen Verwandten zutrauen, dass sie euch bestehlen oder so? Ich meine, wenn da etwas Wertvolles drin war?“

„Nein!“ Entschieden schüttelte Mirko den Kopf. „Ich würde keinem meiner Verwandten zutrauen, dass sie uns bestehlen.“

„Na gut.“ Michaela war fast ein wenig enttäuscht. Sie hatte sich schon wieder ausgemalt, dass ein wertvoller Piratenschatz gestohlen worden war.

Mirko griff inzwischen in die Truhe und holte den zusammengefalteten Zettel heraus.

Als er ihn auseinanderfaltete, wurde er blass. Das war eine Zeichnung von dem gleichen Jungen, wie er sie auch in der Schublade seines Opas gefunden hatte.

Neugierig schaute Michaela zu ihm herüber und fragte: „Wer ist das?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Mirko.

Michaela spürte, dass sie ihm dazu keine Fragen mehr stellen durfte, und schwieg. Stattdessen tastete sie mit der Hand noch einmal die Truhe von innen ab. Plötzlich griffen ihre Hände einen kleinen Gegenstand, den man im Dunkeln nicht hatte sehen können.

Sie holte ihn heraus. Es war ein kleines Buch in dunkelbraunem Ledereinband, ähnlich einem Tagebuch. Sie reichte es Mirko. Der nahm es erstaunt entgegen und öffnete es. Es war eng beschrieben, aber in altdeutscher Schrift. Michaela und Mirko konnten es nicht lesen.

„Das ist die Handschrift meines Opas“, stellte Mirko fest.

„Kennst du jemanden, der das entziffern kann?“, fragte Michaela.

„Ich weiß nicht ...“, meinte Mirko zögernd.

Sie tasteten noch einmal in der Truhe herum und leuchteten sie mit der Taschenlampe aus, fanden aber nichts mehr.

Schließlich meinte Michaela: „Oh, es ist ja schon bald halb zwei. Ich muss los. Mein Bus fährt um kurz nach zwei ab.“

„Oh“, meinte Mirko. „Ich dachte, du isst noch mit uns!“

„Nee. Ich habe ausgiebig gefrühstückt. Hab keinen Hunger mehr. Außerdem darf ich den Bus nicht verpassen. Sonntags fahren ja nicht gerade viele Busse in die Stadt.“

„Ach so. Ich bringe dich zur Bushaltestelle.“

Schweigend stiegen sie die schmale Treppe vom Dachboden herunter.

Mirko brachte noch schnell Zeichnung und Tagebuch in sein Zimmer und verstaute beides sorgfältig in seiner Schreibtischschublade. Dann holte er sich im Vorbeigehen Jacke und Schuhe, und sie machten sich auf den Weg.

„Danke, dass du mein Wochenende gerettet hast“, sagte Michaela.

„Du hast meins auch schöner gemacht“, antwortete Mirko ernsthaft und umarmte sie freundschaftlich zum Abschied.

Erst als Michaela in den Bus eingestiegen war, fiel ihm auf, dass sie gar keine Handynummern ausgetauscht hatten. *Schade*, dachte er.

Als Mirko wieder zuhause war, holte er noch einmal die Zeichnung und das Tagebuch seines Opas heraus. Im Gegensatz zu Michaela glaubte er nicht, dass irgendeiner seiner Verwandten einen Schatz aus der Truhe gestohlen hatte. Aber er glaubte, dass es ein Geheimnis um diesen Jungen gab. Hatte irgendjemand aus seiner Familie dieses Geheimnis vertuschen wollen und vielleicht deshalb alle Spuren, die in der Truhe zu finden waren, beseitigt? Ob das Tagebuch seines Opas Licht in diese Sache bringen würde? Aber wen konnte er fragen? Er war sich nicht sicher. Nachdenklich schob er es wieder in die Schublade zurück.

Pizza Napoli und Gedanken über das Leben

Als Michaela wieder zuhause war, rief sie Nico an.

Noch bevor sie von ihrem Wochenende erzählen konnte, platzte er heraus: „Es gibt wieder eine neue Colorania-Geschichte!“

„Was?“ Michaela schrie fast ins Telefon, während sie schon zu ihrem Notebook eilte, um die Mail zu suchen.

„Leider erst zwei Kapitel“, meinte Nico. „Aber ich hoffe, die anderen kommen bald. Wie war dein Wochenende?“

„Och, war nett“, antwortete Michaela, während sie ungeduldig darauf wartete, dass sich ihr E-Mailprogramm öffnete. Sie hatte jetzt eigentlich keine Lust zu erzählen, dass ihr Vater wieder einmal keine Zeit für sie gehabt hatte.

„So, jetzt sehe ich's auch“, meinte sie schließlich. „Emith auf der Insel der 1000 Spiegel“, las sie vor. Dann sah sie noch eine zweite Mail: Fortsetzung Colorania. „Es sind schon zwei Mails da“, erklärte sie Nico.

„Was?“ Jetzt schrie Nico fast in den Hörer. „Wollen wir zusammen lesen?“

„Moment, ich muss aber erst mal Teil eins lesen“, meinte Michaela.

„Na, die zwei Kapitelchen hast du ja wohl ruckzuck durch“, meinte Nico nur. „Ich bin in zwanzig Minuten bei dir!“

Als Nico tatsächlich wenig später bei ihr eintraf, hatte Michaela noch nicht ganz zu Ende gelesen. Er wartete geduldig, bis sie fertig war. Dann öffneten sie die zweite Mail und lasen gemeinsam.



III. Abenteuer in der Nacht



Die Gefangenen waren fast am Einschlafen, als sie plötzlich hörten, dass die Kerkertür sich öffnete.

„Los, mitkommen!“, forderte die Stimme eines Schwarzen Ritters sie auf.

Verwirrt und erstaunt richteten sie sich auf. Was sollte das? Sollten sie jetzt noch einmal einen langen Fußmarsch vor sich haben? Wollte man sie quälen? Doch ihnen blieb nichts Anderes übrig, als zu gehorchen, trotz Erschöpfung und Durst.

Sie wurden wieder in den Ratssaal geführt. Da es draußen bereits dunkel war, brannten überall im Raum Kerzen auf dekorativen Leuchtern. Auf seinem Sessel saß wieder der Ratsherr, neben ihm stand ein Mann. Als Emith ihn sah, stutzte er. Das war der Mann, den er tags zuvor am Hafen gesehen hatte, und der ihm irgendwie bekannt vorgekommen war. Auch jetzt kam er ihm wieder bekannt vor. Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Das war Gero! Der Mann, der ihnen bei ihrem letzten Abenteuer das Leben so schwergemacht hatte. Der sie verfolgt und Emith sogar einen Pfeil in den Arm geschossen hatte. Und dem sie trotzdem nach Anweisung der Taube das Leben gerettet hatten. Er hatte sich verändert, sah irgendwie krank aus, fast ausgezehrt. Darum hatte Emith ihn erst nicht erkannt. Doch nun war er sicher: Das war unzweifelhaft Gero! Auch Cynthia und Gwinon hatten ihn gesehen, denn sie flüsternten aufgeregt miteinander.

Auf einmal kam noch ein Ritter hinein und führte Berolunth zu ihnen. Alle waren froh, ihn zu sehen.

Nun richtete der Ratsherr das Wort an sie. „Es tut mir leid, meine Damen und Herren. Hier gab es wohl ein Missverständnis. Ihr dürft wieder gehen. Selbstverständlich dürft ihr auch auf euer Schiff und in See stechen. Meine verehrten Ritter werden euch gleich wieder sicher zurückgeleiten.“ Damit wandte er sich wieder den Papieren zu, die auf seinem Schreibtisch lagen.

Berolunth öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Gwinon und Gero bedeuteten ihm beide, still zu sein.

Sie wurden wieder auf den Innenhof des Rathauses geführt, der von mehreren Laternen hell erleuchtet war. Diesmal hielten die Ritter sie nicht zurück, als sie an dem Brunnen trinken wollten, und so tranken sie, bis ihr großer Durst gestillt war.

Dann wandten sich Gwinon und Emith an Gero, der bei ihnen stand.

„Haben wir dir das zu verdanken?“, fragte Gwinon.

„Ich kann doch alte Freunde nicht im Stich lassen“, meinte Gero und lächelte. Doch es war kein frohes Lächeln, eher etwas gequält. Emith betrachtete ihn nachdenklich. Gero sah wirklich nicht gut aus. Ein paar Mal hatte Emith sich schon gefragt, was wohl aus ihm geworden war. Die Farben hatte er ja anscheinend noch nicht angenommen. Aber jetzt hatte er ihnen geholfen.

Emith wusste nicht, was er zu ihm sagen sollte. Doch da kam Cynthia, legte ihre Hand auf Geros Schulter und sagte: „Danke, Gero, dass du uns geholfen hast! Möchtest du nicht mit uns kommen? Der König würde sich bestimmt freuen, und du hättest auf dieser Fahrt eine gute Gelegenheit, ihn und die Farben kennenzulernen!“

Einen Augenblick blitzte so etwas wie Hoffnung und Sehnsucht in Geros Augen auf. Doch dann nahm er wieder